Der Zug nach der Stadt [Fortsetzung]

Autor(en): **Stegemann, Hermann**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **3 (1899)**

Heft 6

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-572427

Nutzungsbedingungen

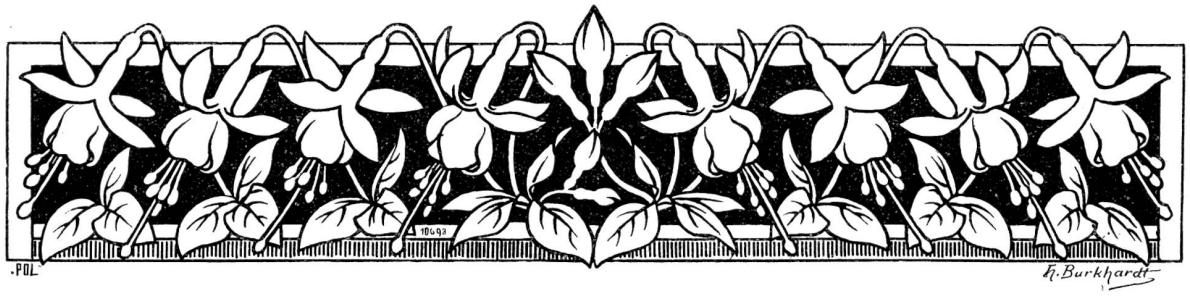
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Der Zug nach der Stadt.

Roman von **Hermann Stegemann**, Basel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Sechstes Kapitel.

Als Bernhard Hoyer in den Regen hinaustrat, bot er der rauhen Luft dankbar sein erhitztes Gesicht. Schwer und feucht schlugen die vereinzelt fallenden Schneeflocken auf seinen Ueberrock, und erst ein Stück weit unterwegs entschloß er sich, den Schirm zu öffnen. Er ging langsam. Die Flocken begannen dichter zu fallen, der erste Schnee war früh eingetroffen. Bernd wunderte sich, daß er in diesem Augenblick an diesen Zufall der Natur gedacht, und doch hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß die über Fritzens Brief ausgebrochene Auseinandersetzung eine Bedeutung habe, die für seine Zukunft, vielleicht für sein ganzes Leben, maßgebend sein konnte. Er ging gerade aus, in die Abenddämmerung hinein, an dem Spitalgut vorbei, durch die Plattenstraße, immer auf der gleichen Höhe sich haltend. Unter dem Schirm, vor den Blicken der an ihm Vorüberstreifenden geborgen, rang er sich zur Klarheit durch.

Er schaute auf. Es war Abend geworden. Weit hinaus in den fünften Stadtkreis, nach Hirslanden, hatte ihn sein Weg geführt. Unter ihm lag, wie geschmolzenes Blei, grau und regungslos der See. Der Schnee fiel spärlich, und schon lief ein silberner Rand am Horizont hin und zeigte die Silhouetten der Berge klar und rein.

Bernd kehrte um. Als er vor dem Haus stand, blitzte schon aus allen Fenstern Licht. Reges Leben verriet sich in Stimmengeräusch und dunklen Schatten, die durch die Zimmer glitten, bis auf die Straße hinaus. Auch Maksimows Lampe brannte. Bernhard drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel. Die Thüre sprang auf, und zwischen großen Koffern hindurch, die den Flur versperrten, suchte sich Bernhard einen Weg zur Treppe.

„Sie müssen entschuldigen, Herr Hoyer," begrüßte ihn Frau Egli aufgeregt auf den ersten Stufen, „wir haben vor einer Stunde einen neuen Gast, eine fremde Dame bekommen, da ist so viel Gepäck zu besorgen, daß man kaum fertig wird."

Als er einige höfliche Worte erwiderte, fuhr sie fort: „Aber wollen Sie nicht hereinspazieren?"

„Nein, das heißt später, wenn Sie gestatten," versetzte er hastig, „ich möchte Herrn Maksimow besuchen."

„So, ich glaube, es ist schon jemand oben. Da — sie lauschte — hören Sie, das ist russisch, der Herr kommt soeben die Treppe herunter."

Heftige Worte wurden im obersten Gang gewechselt, dann erschien ein hochgewachsener Mann, der zerstreute Blicke um sich warf und mit der Hand über das leidenschaftlich erregte Gesicht fuhr, als wollte er die Spuren der Erregung verwischen. Bernhard kannte den Besucher Maksimows nicht, er hatte dieses hohlwangige, von einem schlechtgepflegten braunen Bart umgebene Gesicht noch nie gesehen. Der Fremde stieß im Flur an die Koffer, ein zorniger Ausruf, dann fuhr die Hausthüre hinter ihm ins Schloß.

„Vater muß sofort Platz schaffen," sprach Frau Egli und eilte in die Küche. Bernhard ging langsam die Treppen hinauf. Er, der sonst nie auf seine Umgebung achtete, lauschte heute auf jedes Geräusch, hemmte zuweilen den Schritt und blieb im ersten und später im zweiten Stock stehen, um dem Glück Gelegenheit zu geben, ihm Regina in den Weg zu führen. Auf dem Vorplatz im ersten Stockwerk sah er Reginens Schwester im Rahmen einer Thüre auftauchen. Auf der zweiten Etage vernahm er lautes Gespräch, aber als er stehen blieb, unterschied er männliche Stimmen, die über trigonometrische Berechnungen stritten. Jetzt war er oben. Maksimows Schritte klangen auf den Gang heraus. Als er eintrat, fuhr der Russe auf: „Ah, Sie sind's Hoyer! Bitte, es freut mich, Sie zu sehen." Er warf ein paar Zeitschriften vom Sofa und drückte Bernd in die Polster. Das that er hastig, nervös und suchte nach der Brille, die er abgenommen und verlegt hatte. Bernhard sah beim Schein der Lampe, wie blaß das geistvolle Gesicht war, in dem die Augen flimmerten. Der Waschtisch,

auf dem allerlei Gläser und Retorten Platz gefunden hatten, zitterte, als Maksimow unruhig im Zimmer herumfuhr, und das Flaschenwerk klirrte. Endlich fand sich die Brille auf der Bettdecke. Bernhard hatte unterdessen in den Journalen, wissenschaftlichen Revuen in deutscher und französischer Sprache, geblättert, da fiel aus einer der Zeitschriften ein graues, schlechtgedrucktes Papier heraus, wie ein Flugblatt anzusehen, das einem die Reklame an den Straßenecken in die Hand drückt. Bernd hob es auf und drehte es zerstreut zwischen den Fingern. Seine Gedanken waren an einem andern Orte. Er wußte nicht, daß er die russischen Lettern betrachtete, und auch als er auf der Rückseite französischen Text erblickte, las er nur mechanisch die ersten Zeilen. Da trat Maksimow hastig herzu und nahm ihm, riß ihm beinahe das Papier aus der Hand.

„Das ist nichts, unnütze Litteratur," stieß er verlegen hervor und warf den Druckbogen in den Ofen, wo er über einem Kohlenhäuflein in Flammen aufging. Bernhard, der überrascht worden war durch Maksimows Hast, suchte sich jetzt der Worte zu erinnern, die er flüchtig gelesen, aber nur einzelne waren ihm im Gedächtnis geblieben: „Sie schossen ja wie ein Geier auf das Blättchen los! Terreur — détruire — faire tomber — aurore — sonderbare Stichwörter auf einem Lesezeichen."

Maksimow stand, an den Kleiderschrank gelehnt, im Schatten des Lampenschirmes. Er lachte gezwungen.

„Sie haben recht, das paßte nicht zu Anilinfarben, es war mir schon lange im Wege. Ich hatte es in einem der Hefte gefunden und später vergessen. Jetzt hab' ich die Gelegenheit benützt."

„Sie hatten Besuch?" spann Bernhard das Gespräch weiter. Nach einer Pause kam die Antwort: „Ja, ein Landsmann, sogar aus einem Gouvernement, ich hab' ihm Auskünfte gegeben, er kommt von Genf."

„Student?"

„Mediziner."

Das Gespräch stockte. Nach einer Weile fragte Maksimow mit leiserer Stimme: „Wissen Sie noch, wir haben einmal gesprochen über Beruf und die Frau?"

„Allerdings, wie kommen Sie darauf, Maksimow?"

„Ich habe eine Beobachtung gemacht, Sie müssen mich verstehen, Hoyer, ich sage nicht, daß es so ist: es ist nur so meine Anschauung."

Bernhard wurde unruhig. Da trat der Russe aus dem Schatten ins Licht und sagte mit gedämpfter, leicht vibrierender Stimme: „Ich glaube, Fräulein Hoyer ist müde, zu studieren. Sie ist nicht glücklich dabei."

Bernhard warf sich zurück und sah in Maksimows Gesicht. Die Augen des Russen hafteten ängstlich an seinen Zügen. Endlich erwiderte Hoyer: „Und das haben Sie bemerkt?"

Eine flüchtige Röte färbte Maksimows blasse Wangen. Er nickte stumm. Da fuhr Bernd fort:

„Ich will Ihnen Antwort geben, es ist vielleicht gut, daß Sie danach gefragt haben. Sie haben recht gesehen. Hertha steckt mitten in einer Krisis. Sie hat sich, alleinstehend, losgelöst von der alten Umgebung daheim, auf das Studium geworfen, um eine Leere auszufüllen, sich eine Aufgabe zu stellen. Jetzt aber widerstrebt ihr bald dies, bald jenes. Sie findet sich nicht zurecht mit ihrem Gefühl in der hastenden Genossenschaft, wo jeder nur so rasch wie möglich sein Examen machen und seine Bude aufthun will, der als Chemiker, jene als Aerztin. Dazu kommt der rein physische Widerwillen gegen die Geheimnisse des Metiers, sie fühlt sich auch nicht recht *wohl* mit ihren im Grund noch streng traditionellen Anschauungen in der Bohème — kurz, man muß darauf gefaßt sein, daß meine Schwester zu Weihnachten oder Ostern mit dem Absolutorium vorlieb nimmt und sich in die engen — ach ja — sehr engen vier Wände unserer Häuslichkeit zurückzieht."

„Das ist's — das hab' ich gefürchtet!" brach es leidenschaftlich von Maksimows Lippen und er wich in den Schatten zurück.

„Gefürchtet, ich verstehe Sie nicht?" Bernhard sah forschend zu ihm hinüber.

„Nun ja — dann ist sie verloren für uns, ein Fräulein, das nichts mehr an sich herankommen läßt! Dann sind Mauern, nein, nicht Mauern, Abgründe zwischen ihr und mir, und jetzt war es *ein* Weg, *ein* Weg für *beide*."

Bernhard hatte sich erhoben.

„Und glauben Sie, daß jetzt wirklich nicht dieselben Hindernisse zwischen Ihnen und meiner Schwester bestehen? Sie mögen, um ein uns Deutschen liebgewordenes Bild zu gebrauchen, jetzt, so lange Hertha studiert, *einem* Kampfplatz zustreben, aber glauben Sie mir Maksimow: Wenn wir auch vielleicht vereint schlagen — wir marschieren getrennt."

„Was heißt das? Ich verstehe nicht."

Sie standen einander gegenüber, der Deutsche ruhig, mit anerzogener Kraft sich beherrschend, aufgeregt der Russe, aufgerüttelt aus der gewohnten Ruhe.

„Sie haben mich verstanden, Maksimow. Sie wissen, daß ich Ihre stille, arbeitsame Art, Ihr Talent schätze, daß ich Sie gut leiden mag. Was Sie darüber hinaus, über unser Laboratorium hinaus thun, denken und treiben, weiß ich zwar eigentlich nicht. Vielleicht ist die Fachsimpelei deshalb so zu beklagen, weil man darüber vergißt, über andere Dinge sich klar zu werden. Aber ich will nicht ausweichen. Nur noch eins: Suchen Sie meine Schwester nicht mit einer wärmern Neigung auf, es wäre ein Unglück!"

„Ein Unglück? Nein, ein Glück wär's, ein Glück, wie ich es nicht ausdenken kann!"

Maksimows Atem flog, seine Augen blickten weitgeöffnet mit einem eigentümlichen Glanz in das Lampenlicht.

„Sie träumen! Hertha kann nicht an so etwas denken. Sie ist Ihnen gegenüber gänzlich unbefangen."

„Unbefangen? Sie meinen gleichgültig!"

Bernhard wich den Blicken Maksimows aus. Plötzlich straffte sich seine Gestalt: „Ich muß Sie um Ihr Wort bitten, daß Sie diese Unbefangenheit nicht stören werden."

„Und wenn ich sie liebe, wenn ich fühle, daß ich sie lieben muß für mein Lebensglück?"

„Sie sprechen nur von sich, Maksimow, als ob Sie diese Liebe als ein Heilmittel nötig hätten! Aber genug — ich erhalte Ihr Wort und dann bleibt alles beim Alten oder —"

„Oder", forschte der Russe angstvoll.

„Oder wir müssen, beide um meiner Schwester, beide um Herthas willen, unsern Verkehr abbrechen."

Eine Weile war es still. Endlich sagte Maksimow tonlos: „Ich thu', wie Sie wollen. Sie haben meine Parole."

Da streckte ihm Bernhard die Hand hin. Er ergriff sie, hielt sie fest und fragte stammelnd: „Und wenn ich sehe, daß ich mein Wort nicht kann halten?"

„So nehmen Sie es zurück und begnügen sich mit einer stummen, durch keinen Verkehr gefährdeten Freundschaft."

Es war ein Scherz in Worten, aber dem Sinn nach herzlicher Ernst, was Bernhard mit diesem Satz aussprechen wollte, und er fühlte an dem krampfhaften Druck der Hand, daß Maksimow ihn verstanden hatte.

Sie hatten sich nichts mehr zu sagen. Eine peinliche Stille herrschte in dem kleinen Gemach, und Bernd fühlte, daß der Augenblick gekommen sei, sich zu entfernen. Da fiel ihm schwer auf die Seele, daß dieser Besuch, den er nur gemacht hatte, um einen schicklichen Vorwand zur Begegnung mit Reginen zu haben, einem andern tief ins Leben gegriffen habe, und seine Ruhe drohte ihn zu verlassen. Er dachte an die Auseinandersetzung, die zu Hause stattgefunden, ein selbstsüchtiges Mitleid mit dem Russen erfaßte ihn, den er mit denselben Gründen, die der Vater ihm selbst gegenüber vergeblich ins Treffen geführt, geschlagen hatte. Er nahm seinen Hut, warf den feuchten Ueberrock über den Arm und sagte Maksimow Adieu.

Auf der Treppe ging er wieder langsam, zögernd, und als er in den erhellten Korridoren niemand traf, trat er entschlossen über die Schwelle des Erdgeschosses. Hatte er anderen in das Leben gegriffen, so mußte er auch sich selbst das Herz zurechtrücken, das plötzlich mit heftigen Schlägen an die Rippen hämmerte. Agnes öffnete die Thüre des Speisezimmers, als Bernd auf dem Vorplatz erschien. Sie begrüßte ihn artig und schenkte seinen Worten, er wolle die Eltern und die Töchter des Hauses begrüßen, willig Gehör. Bernhard erstaunte über die Sicherheit, die sich das junge Mädchen in zwei Monaten angeeignet hatte.

Im Musikzimmer, das ihm geöffnet wurde, brannte die Hängelampe. Vater Egli saß vor dem Sekretär, dessen Schreibplatte aufgeklappt war, und rechnete. Er hielt die Feder ungeschickt zwischen den Fingern und wußte nicht, wohin er sie legen sollte, als er Bernd die Hand reichen wollte. Lachend nahm sie ihm die Tochter ab.

„Ueberlaß das doch Regina, die die Schreibereien so gern besorgt," sagte sie und entschuldigte sich dann, um, auf der Schwelle stehend, noch eifrig zu erzählen: „Wir haben einen neuen Gast, Herr Hoyer, eine Dame, die drei Zimmer bewohnt. Sie ist eine Belgierin, nein, eine Holländerin und kommt aus Brüssel. Jetzt hat sie mich gebeten, ihr einräumen zu helfen. Ihre Begleiterin und Stütze ist unterwegs krank geworden. Frau van den Kerken hat sie in Basel im Krankenhaus lassen müssen. Eine ganze Geschichte, nicht wahr?"

Und den blonden Kopf heiter in den Nacken werfend, verließ sie das Zimmer.

Egli starrte vor sich hin, und Bernhard wurde die Stille peinlich. Er räusperte sich.

„Fräulein Agnes ist ganz in ihrer neuen Lebensweise heimisch, ganz aufgegangen in der neuen Umgebung. Sie haben sich schnell in die städtischen Verhältnisse gefunden."

„Ja, die Frauen wohl," erwiderte der Vater langsam, „aber ich, ich komm' nicht recht nach. Ich bin gewohnt, jeder Stunde ihre Zeit und ihre Arbeit zu lassen, und hier übernimmt einen so alles auf einmal. Das will gelernt sein, Herr Hoyer, und was die Sorgen betrifft, sehen Sie, die sind auch so viel schneller bei der Hand als alles andere. Und größer sind sie auch."

Bernhard sah, wie die Hand des Mannes unruhig über die Papiere strich, die auf der Schreibplatte ausgebreitet lagen.

„Ja, das ist wohl so, Herr Egli, größere Verhältnisse bringen größere Sorgen. Aber Ihr Haus ist ja belebt wie ein Bienenkorb —"

„Gerade so hat Frau Huber auch gesagt," unterbrach ihn aufblickend der Mann, aber was es kostet, das in Betrieb zu erhalten, davon hat sie, als ich kaufen wollte, nur weniges verraten. Und so gewaltig ins Bare zu rechnen, das kannten wir nicht. Ich hab' nicht gewußt und weiß jetzt noch nicht so recht, was ein Wechsel ist —"

Er brach ab, zögerte, griff ein Papier auf, wog es

ſpielend in der Hand und blickte den Beſucher forſchend an. Hoyer empfand eine eigentümliche Sympathie für den Mann, der unſicher vor ihm ſaß, und als er die dunklen, von Furchen und Schatten umgebenen Augen auf ſich gerichtet ſah, war ihm, als tauchte Reginens Bild vor ihm auf. Er lauſchte unwillkürlich, ob ſich auf dem Flur nichts rege. Da fuhr Egli fort: „Ich kenne Sie nur wenig, aber Sie waren am letzten Abend oben im Dorf bei uns und ich möchte Sie fragen, ob ich das da unterſchreiben durfte.“

Er reichte ihm das Papier.

„Ein Wechſel? O, die kenn' ich ſchlecht, Herr Egli. Mein Bruder hat uns wohl einige als Andenken zurückgelaſſen, aber wie weit ſo ein Ding eigentlich verpflichtet, weiß ich nicht. Den Offizieren lagen ſie wie ein Stein auf der Bruſt, das kann ich wohl ſagen.“

„Und ſehen Sie, Herr Hoyer, das iſt's! Der Möbelhändler, der uns das Haus möbliert hat — es iſt nur ein Teil von Frau Huber übernommen, die beide Häuſer als Penſion betrieben hat — alſo der Mann hat eine Anzahlung erhalten und für den Reſt hab' ich Wechſel ausſtellen müſſen. Das iſt der erſte, ich habe ihn heute bezahlt. Es ſind noch fünf übrig, aber ſie liegen mir ſchwer auf. Das iſt nicht wie der Zins, den ich auf die Hypothekenbank tragen muß, das iſt mein Name, der umläuft und Geld macht, bis ich ihn auslöſen kann. Es iſt etwas Unheimliches.“

Er ſchob das Papier ſcheu von ſich, raffte es dann haſtig auf und ſchloß es in eine alte Brieftaſche. Bernhard hörte Schritte auf der Treppe und entgegnete ſchnell, um das Geſpräch heller ausklingen zu laſſen: „So tragiſch nahm Fritz, mein Bruder, die Sache doch nicht, Herr Egli. Er ſagte: ‚na, wenn ich am Termin nicht berappen kann, ſo ſpann' ich zwei Pferde vor, das gibt eine Prolongation, und über drei Monate kutſchier' ich das Papierchen flott in den Stall.‘“

„Ja, Prolongation, ſo hieß der Troſt, den man mir gab, als ich nicht unterſchreiben wollte, obwohl meine Frau mich ſtupfte,“ erwiderte Egli gedankenvoll.

Als er die Klappe des Sekretärs ſchloß, öffnete ſich die Thüre. Bernhard hatte ſich bereits erhoben, aber auf der Schwelle ſtand nicht Regine, deren Antlitz im Hintergrund, von Licht und Schatten wechſelnd überflogen, undeutlich verſchwamm, ſondern eine ſchlanke, in koſtbare Stoffe gehüllte Geſtalt mit einem elfenbeinweißen Geſicht, in dem der rote Mund wie eine Granatblüte brannte. In ihrem Haar fingen ſich rotgoldene Lichter, und als ſie das ſchöne Haupt leicht zur Seite bog, um eine Frage an Regine zu richten, warf der Brillant ihres Ohrringes einen Blitz in Bernhards Auge.

«Mais, nous dérangeons ces messieurs, mademoiselle», ſagte ſie und überſchritt dann gleichwohl die Schwelle. Regine gab artig und ruhig Beſcheid, doch als ſie den Beſucher erkannte, kam eine leichte Verwirrung über ſie. Ein ſpöttiſches Lächeln zuckte um die Lippen der ſchönen Frau, die den Vater des Mädchens mit einem kaum merklichen Neigen des Kopfes begrüßte und alsdann fragend auf Bernd blickte. Den reizte der mokante Zug, der den roten Mund umſpielt hatte, und er trat wie ſchützend vor Reginens Vater. Egli ging ſtill aus dem Zimmer.

Lächelnd wandte ſich die Dame an Regina.

„Ein Hausgenoſſe, Fräulein Regine?“

„Herr Hoyer,“ antwortete das junge Mädchen und fügte zu Bernhard gekehrt hinzu: „Meine Schweſter hat Ihnen gewiß ſchon erzählt, daß Frau van ten Kerken bei uns abgeſtiegen iſt.“

„In der That, ich bin unterrichtet. — Gnädige Frau —“ er verbeugte ſich.

„Ah, ein Deutſcher! Charmant, ich erkenne es an der Ausſprache, obwohl ich ſelbſt noch immer ein wenig holländiſch ſprecke.“

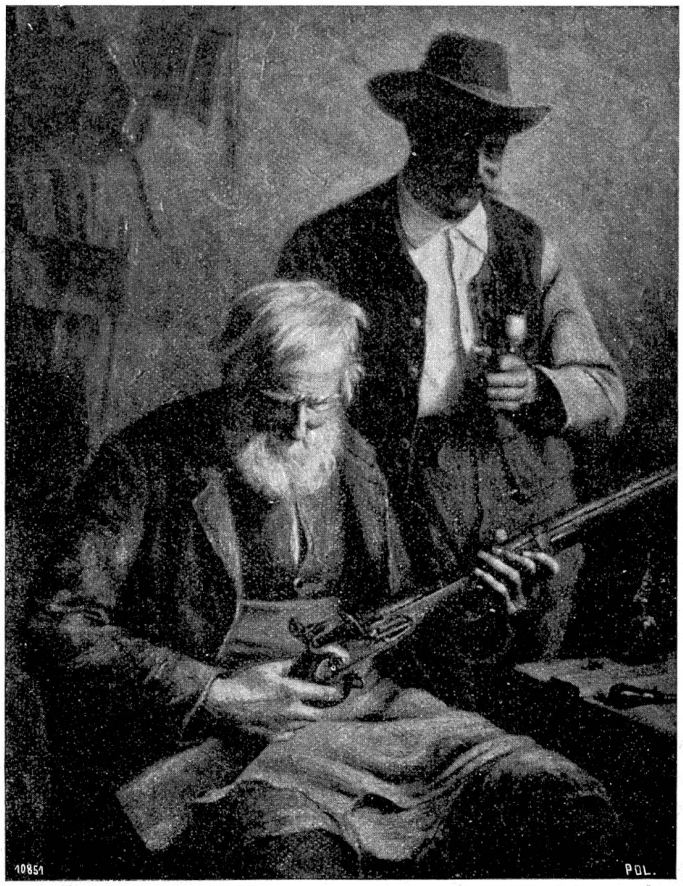
Sie war in einen Fauteuil geglitten, ganz Dame und ſah mit blinzelnden Augen, ſcheinbar des blendenden Lichtes wegen, zu ihm auf. Die rötlichen Wimpern flimmerten über den dunklen Augen. Bernhard war ſtehen geblieben, aber ſie winkte ihm lächelnd, ſich zu ſetzen und rief Regine, die an der Thüre neben dem Notenſtänder lehnte, lebhaft zu: „Und ‚abgeſtiegen‘ ſagten Sie, Fräulein Regina! Das iſt ja tout à fait Hoteldeutſch? Das paßt eigentlich gar nicht zu Ihren ſtillen Bewegungen. Mais venez donc, mademoiselle, vous vous tenez à la porte comme l'ange gardien au seuil du paradis.“

Regina kam langſam näher. Sie wußte dem gewandten Geplauder der Fremden nicht zu begegnen. Bernhard aber ſah mit warmem Gefühl auf ihre ruhige Haltung und ſo blendend die Schönheit der Holländerin war, ſein Blick ſtreifte immer wieder von ihrem belebten Antlitz zu den Augen Reginens hinüber. Zerſtreut, wenn auch höflich, folgte er dem Geſpräch, das von Frau van ten Kerken geleitet wurde. Es ſchien, als freute ſich die Plaudererin daran, die beiden jungen Leute, zwiſchen denen ſie ſaß, bald dies bald jenes zu fragen, zu necken und gleich darauf wieder ihr Wohlgefallen an dem jungen Mädchen auszudrücken und Bernhard dabei mit einem eigentümlichen Licht in den jetzt groß aufgeſchlagenen grauen Augen anzublicken. Sie ſchien in ihrem Boudoir zu ſein, bei ſich zu empfangen.

Auf Reginens Wangen wechſelte allmählich die Farbe, wie Ebbe und Flut kommend und gehend. Sie hatte das Gefühl, als habe ihr Bernhard etwas zu ſagen. Sie trug das ſchon lange, ſeit dem Wiederfinden in der Stadt, mit ſich herum, aber gerade jetzt in Gegenwart

der schönen Fremden, die sie beide zu Schleppträgern ihrer Laune machte, kam es über sie wie eine Gewißheit. Und Bernhard biß die Zähne zusammen und lächelte höflich, antwortete auf die Frage nach dem Züricher Theater ein paar artige Worte und sah an den silbergrau schimmernden Augen vorbei in Reginens liebes Antlitz. Immer heftiger wurde die verhaltene Erregung der beiden, die durch die weltgewandte Unterhaltung der Holländerin um jedes unmittelbare Gespräch gebracht wurden. Sie wurden gewahr, wie die Zeit verging. Schon klapperte nebenan im Speisesaal die Magd mit dem Geschirr, und als die Küchenthüre geöffnet wurde, vernahmen sie das Knistern der Bratbutter. Dann schrillte die Klingel. Frau van ten Kerken aber bewegte die zierlichen weißen Hände kokett auf dem Schoße und lächelte den jungen Mann mit reizender Miene an, um ihm einen huldigenden Blick zu entlocken. Da stürzte, als sie soeben mit mondänem Chik über Elektrizität und Chemie plauderte, von der sie nichts verstand, plötzlich Agnes aufgeregt in das Zimmer. Die Holländerin fuhr nervös auf.

„Mon Dieu, wie haben Sie mich erschreckt!“



Das Steinschloßgewehr.
Von Karl Gehri, Münchenbuchsee.

Bernhard und Regine aber thaten einen tiefen Atemzug, wie von einem Bann erlöst, und Agnes entschuldigte ihr ungestümes Gebaren mit einigen Worten, während ihre Hände einen hastig aufgerissenen Brief zerknitterten. „Es ist, Sie verzeihen mir, aber ich muß es schnell Reginen sagen, es ist ein Brief von meinem, von Rudi.“ Frau van ten Kerken winkte lächelnd mit der Hand, indem sie sich erhob und an das Klavier trat: «Mais restez, parlez, ne vous gênez pas, mes enfants!»

Und sie griff in die Tasten und winkte mit einer anmutigen Bewegung ihres Hauptes den jungen Mann zu sich heran.

„Wollen wir nicht hinausgehen, Agnes?“ fragte Regina mit gepreßter Stimme und ihr Blick irrte unruhig über die Gruppe am Pianino.

„Nein, hier, sieh nur, es ist ja in zwei Worten gesagt,“ zischelte die Schwester und der Triumph blitzte in ihren Augen, „er hat nachgegeben.“ Sie drückte Reginen den Briefbogen in die Hand, sie zugleich unter die Hängelampe schiebend und dann eifrig über ihre Schulter mitlesend.

Die Buchstaben verschwammen vor Reginens Augen und das Papier bebte in ihrer Hand. Die Akkorde, die in Pausen, wie verloren unter den Fingern der schönen Frau am Klavier ertönten, ihr lächelndes Antlitz, das im Profil sichtbar einen Hauch von Puder an dem rosigen Ohr preisgab, und das eigentümliche flimmernde Licht ihrer kunstvoll gesteckten Haare, und dicht neben ihr Bernhards Gesicht, über das der purpurne Lampenschirm eine heiße Röte breitete — dieses Bild, um das zu den gedämpften Klängen ein leise geführtes Gespräch flatterte, verwirrte sie und drohte ihr die letzte Fassung zu rauben. Erst als Agnes mit dem Zeigefinger auf den Brief deutete und flüsterte: „Siehst du, da steht es,“ da erst ertrotzte sie sich ihre Geistesgegenwart wieder und las.

„Ich bin lang mit mir zu Rat gegangen, aber ich habe eigentlich gar nicht überlegen können. Du hattest Recht zu sagen, Du zögst mich nach. Das ist, was mich bewegt, mich nach Außersihl, in den dritten Stadtkreis zu melden, wo drei neue Stellen ausgeschrieben worden sind. Es gehen zwar viele Lehrer ab dem Land in die Stadt, weil die Besoldung in Zürich höher ist und die Stadt ja so viele Vorzüge hat, aber gerade ich habe weniger darauf gedacht. Nun Du aber dort bist und ich Dich doch von Herzen liebe, hat auch mich dieser Zug

nach der Stadt ergriffen, der Deine Eltern und Dich und ſo viele andere nach Zürich geführt hat. Es wird nun bei den Wählern ſtehen, ob ſie mir ihre Stimmen geben. Ich hoffe es, denn wenn ich dieſe Hoffnung nicht hätte, Agnes, und nicht wüßte, daß Du mich liebſt und nur deshalb mich beredet haſt, dann thät' ich beſſer, mich in das hinterſte Dorf im Oberland zu melden. Aber weder dorthin noch hierhin würdeſt Du mir folgen, haſt Du geſagt, und das that mir weh. Aber freilich, Du meinſt es ja nur gut, als Lehrer in der Stadtgemeinde wird es mir leichter werden, Dich gut zu halten, und daran ſoll es nicht fehlen. Ich bin wohl heftig, aber ich weiß, daß Du in meiner Heftigkeit nur meine Liebe zu Dir ſiehſt."

Regina atmete haſtig. Die Worte des Briefes brannten ihr auf dem Herzen. Agnes aber nahm ihr den Bogen aus der Hand, faltete ihn langſam zuſammen und ſagte heiter: „Siehſt Du, er hat eingeſehen, daß ich nicht mehr aufs Land zurück kann und kommt uns nach."

Da vergaß Regine die andern und erwiderte leiſe, kaum hörbar: „Wenn's nur zu ſeinem Glück iſt? Wie er Dich liebt, Agnes!"

„Ja, er liebt mich," flüſterte die Schweſter, und nach einer Pauſe ſetzte ſie hinzu: „und jetzt, da er nachgegeben hat, mag ich ihn noch einmal ſo gern."

Dann wandte ſie ſich um und ging zur Thüre. Auf der Schwelle blieb ſie ſtehen und ſagte:

„Und jetzt bitt' ich fein um Entſchuldigung wegen der Störung. Ich hab' nicht mehr daran gedacht, daß eine fremde Dame da iſt, und nachher war es zu ſpät und ich mußte es doch jemand ſagen."

„Sie ſind glänzend entſchuldigt, Fräulein, oder beſſer gerechtfertigt — nicht wahr, Herr Doktor, ſo heißt es doch? ein Brief von Rudi, offenbar der Bräutigam — mon Dieu, da müſſen eben alle Thüren ſpringen."

Das klang liebenswürdig, beinahe herzlich, aber Bernhard glaubte einen verborgenen Spott herauszufühlen und war überraſcht über die raſche Kombinationsgabe der Holländerin, die den Zuſammenhang ſo ſchnell erfaßt hatte. Doch als Agnes das Zimmer verlaſſen hatte und er Regina auf die Thüre zugehen ſah, fiel ihm plötzlich die Spannung der letzten Stunden wie ein Krampf in die Bruſt und er kam dem jungen Mädchen mit einem haſtigen Schritt zuvor. Seine Stimme klang rauh vor Aufregung: „Ich darf nicht länger ſtören, mein Fräulein! Gnädige Frau, ich bitte um meine Entlaſſung."

Regine wich ſtumm zurück. Sie wußte nicht, wie es kam, aber ſie fand kein Wort in ihrem Mund, ihre Augen blickten groß und ſtarr. Frau van ten Kerken aber ließ die Hände von den Taſten gleiten und ſah zu ihm auf.

„Sie wollen gehen? Sie ſind frei! Zu entlaſſen habe ich Sie nicht, denn ich habe Sie noch nicht in meinen Dienſt genommen. Wer ſich aber einmal mir verpflichtet hat, der — nun ich ſehe ſchon, Sie erſchrecken. Alſo soyons sérieux: Auf Wiederſehen, Herr —"

Sie ſtockte, nach dem Namen ſuchend. „Hoyer" ergänzte er, die Silben, die bei der Vorſtellung verloren gegangen waren, deutlich artikulierend und dabei bog er ſich im Bann der früher ſtets geübten Sitte auf die ſchlanke Hand nieder, die ihm gereicht worden war. Er fühlte, daß die Hand in der ſeinen plötzlich zuckte, glaubte, der ſchönen Fremden mißfalle der Handkuß, und ließ ſie wieder frei. Als er ſich aufrichtete, ſah ſie ihn ſcharf prüfend an, dann lächelte ſie ihm noch einmal ein wenig gezwungen zu und griff gleich darauf ſtark in die Taſten. Er war entlaſſen.

Da fiel es ihm wie ein Alp von der Bruſt. Jetzt mußte er den Augenblick gewinnen, an Regina die Frage zu richten, die nach Antwort ſchrie. Doch als er ſich der Thüre zuwandte, ſah er, daß das junge Mädchen während ſeiner Verabſchiedung von Frau van ten Kerken das Zimmer heimlich verlaſſen hatte. Die Thüre war nur angelehnt. Er fühlte, wie eine furchtbare Angſt von ihm Beſitz nahm. All die ſchönen, ruhigen Erwägungen und langſam gereiften Entſchlüſſe gingen unter in einem leidenſchaftlichen Gefühl. Er taſtete nach der Klinke, eilte auf den Flur und ſchleuderte die Thüre in der Aufregung hinter ſich ins Schloß. Auf dem Vorplatz brannte eine zuckende Gasflamme. Regina war nicht mehr da. Er ſtand wie verirrt, er hörte die unreinen Töne, die die Spielerin mit nervöſen Griffen dem Klavier entlockte, er vernahm Agnes' Stimme, die aus dem Speiſezimmer klang. Sie ſang luſtig vor ſich hin. In der Küche brodelten und ziſchten die kochenden Gerichte. Sollte er von Thür zu Thür tappen? Sollte er nach Reginen fragen? Er warf den Mantel über den Arm, riß den Hut vom Haken und machte einen Schritt auf das Speiſezimmer zu. Aber da ſchlug ihm die Stimme der Schweſter deutlicher entgegen und trieb ihn zurück. Nicht zwei Worte hatte er mit Regina gewechſelt, er hatte ja überhaupt noch ſo wenig mit ihr geſprochen und nun war ſie von ihm weggegangen, wie von einem gleichgültigen Beſucher. Er fuhr ſich über die heiße Stirn. Er konnte doch nicht hier ſtehen bleiben, bis eine der Thüren ſich öffnete und man ihn fragte, was er noch begehre. Er mußte gehen. Mit fiebernder Hand ſetzte er den Hut auf, um ihn gleich darauf wieder abzunehmen. Dann riß er plötzlich die Korridorthüre auf und trat auf den Hausflur hinaus. Seine Augen ſchmerzten ihn, das Dunkel that ihm wohl, und er taſtete die wenigen Stufen hinab auf den flieſenbedeckten Gang.

Da bewegte ſich an der Hausthüre, die von einem

schwachen Lichtschimmer der unfern angebrachten Straßenlaterne erhellt wurde, ein Schatten. Und dann war's ihm, als schluchzte jemand und dann stürzte er, Hut und Mantel zu Boden schleudernd, zwei, drei Schritte vorwärts und streckte die Arme aus und flüsterte:

„Regina, Regina, bist du's?"

Und schon hielt er sie umfaßt, und ihre bebenden Schultern lagen an seiner Brust. Alles, was er sich ausgedacht, Wort und Szenerie, war ihm untreu geworden. Er wußte nichts mehr zu sagen, als das eine Sätzlein, das er immer wiederholte: „Regina, bist du's?"

Und dann fuhren sie auf einmal auseinander, erinnerten sie sich der seltsamen Stellung auf dem Flur, tasteten sie miteinander nach Mantel und Hut, und Regina riß die Hausthüre auf und drängte ihn sanft hinaus. Da erst, auf der Schwelle, im Nebel, der auf das Schneewetter gefolgt war und dicht und silbergrau die Luft erfüllte, ergriff Bernhard ihre warme Hand und sagte: „Es hat uns überrascht, Regina, aber nicht wahr, wir wissen, was es ist."

Sie antwortete nicht, aber er sah ihr Gesicht im matten Licht und sah das selige Leuchten der großen, wunderbaren Augen, die beredter waren als der stumme Mund.

Er beugte sich zu ihr nieder, wenig nur, denn ihr Haar streifte seine Wange, und flüsterte:

„Gute Nacht, Regina, ich weiß jetzt, um was es geht. Du hast Vertrauen zu mir, und — nicht wahr — du hast mich ja *auch* so lieb?"

Da legte sie schnell und scheu, einen Augenblick nur, die Arme um seinen Hals und erwiderte:

„Noch viel, viel lieber."

Und dann schlug hinter ihr die Thüre leise zu, wie von Geisterhand bewegt, und Bernhard ging in den stillen weißen Nebel hinein, der das ganze Thal und die Seemulde und die Stadt bis hinauf zu den Höhenquartieren zugedeckt hatte.

(Fortsetzung folgt).

Das Steinschloßgewehr.

Mit Bild auf S. 115.

Am Sonntag ruht der Landmann von seiner Arbeit aus. Aeltere Leute bleiben gerne zu Hause und hängen alten Erinnerungen aus der Jugendzeit nach. Jeder Gegenstand, der sie daran erinnert, ist ihnen lieb und wert. So nimmt heute der alte Sepp auch wieder seine Hochzeitsbüchse hervor, die mit ihm den Sonderbundsfeldzug mitgemacht. Das alte Steinschloßgewehr ist eingerostet — denn ein halbes Jahrhundert ist wohl vergangen, seit daraus geschossen wurde. Der Alte aber will seine Waffe nicht zu Grunde gehen lassen. Er reinigt sie von Staub und Rost und ölt das Geschoß neu ein. Uli, der Sohn, schaut dem Vater zu und kann sich eines spöttischen Lächelns nicht enthalten ob dieses veralteten Mechanismus mit dem Feuerstein. Er glaubt, seine Ordonnanz-Büchse sei eine unübertreffliche Erfindung der Neuzeit und denkt nicht, wie bald sein neues Gewehr veraltet und einem besseren System weichen müsse. Der alte Sepp aber hat Respekt vor seiner Waffe — denn er weiß, daß das Steinschloßgewehr unterm alten Napoleon manchem warm machte.

K. Gehri.

Wiedersehen.

Als dich zum ersten Mal mein Auge fand,
Im Festgewühle, das wir beide scheuten,
Da wußt' ich nicht, wie ich es sollte deuten,
Daß in der Brust von einem fernen Land
Erinn'rungsbilder seltsam sich belebten
Von Erdentagen längst, oh längst entschwebten.

Es war ein weitgedehnter Palmenhain,
Drin flinker Vögel bunte Flügel schlugen,
Und durch des Fächerdaches schmale Fugen
Drang funkelnd, wie Demant, der Sonnenschein.
Im Schatten aber sah ich zwei Gestalten,
Als wär's die Scheidestund', im Arm sich halten.

Und als ich wieder dir ins Antlitz sah,
Da war mir, du seist eine von den beiden,
Heut' sei das Wiederseh'n nach langem Meiden,
Und alte Freunde treten neu sich nah.
Sag', haben wir uns herzlich gleich verstanden,
Weil uns're Seelen längst, oh längst sich fanden?

Jakob Boßhart, Küsnacht.